



Bäume können diverse Massnahmen gegen Trockenheit ergreifen. Der Blätterabwurf sei die letzte, so ein Experte. Foto: Mischa Hauswirth (Wald Schweiz)

## Ist der Wald bald am Ende?

**Hitzestress** Der Boden ist trocken und die Bäume kämpfen ums Überleben – sie lassen bereits ihr Blätterkleid fallen. Die Situation ist ernst.

**Yannik Schmöller**

Wer sich zu einem kühlen Waldspaziergang entscheidet, den erwartet ein erschreckendes Bild. Die Aussicht im nahen Hardwald ist herbstlich. Überall am Boden liegt Laub; und die Bodenpflanzen sind ausgetrocknet.

Christian Kleiber, Revierförster im Forstrevier Hard, ist besorgt. «Es ist erschreckend, wie weit nach unten die Böden trocken sind.» Die Kiesböden im Hardwald hätten sowieso Mühe, Wasser zu speichern. Eine besorgniserregende Einschätzung, die auch Florian Landolt, Leiter Kommunikation und Politik von Wald Schweiz, teilt. Für ihn ist das verfrühte Abwerfen der Blätter ein sehr schlechtes Zeichen. «Noch nie habe ich so eine Situation erlebt.» Ein Baum habe verschiedene Massnahmen gegen Trockenheit. Der Blätterabwurf sei die letzte Massnahme gegen das Vertrocknen.

**Zu viele Trockenphasen**

Verwunderlich ist es jedoch nicht. «Wir erleben eine Kumulation von verschiedenen Trockenphasen: 2018 eine Rekordtrockenheit. 2019, 2020 ebenfalls Trockenphasen. Erst 2021 brachte eine kurze Entspannung», sagt Landolt. Die kumulierten Trockenphasen erlebte Kleiber im Hardwald hautnah mit. «Dass Bäume ihr Laub abwerfen, zeigt sich immer nach kürzeren Trockenperioden», sagt er. Dies sei

ein Zeichen, dass die Reserven aufgebraucht und viele Bäume angeschlagen seien, sagt Kleiber.

Deshalb rät Landolt auch den Waldbesucherinnen und -besuchern zu höchster Vorsicht: «Man sollte sich in Acht nehmen vor verdorrten Ästen und Kronenteilen und sich zwingend an die Weisungen der Behörden halten.» Auf keinen Fall solle man ein Feuer machen; die Situation sei zurzeit sehr gefährlich.

**Gewitter helfen nicht**

Wie können auch Laien erkennen, wann ein Baum am Austrocknen ist? «Die Schäden sind nicht auf den ersten Blick ersichtlich.» Oft würden sie erst in den folgenden Jahren sichtbar. «Ein Indikator ist jedoch die vertrocknete Bodenvegetation», sagt Landolt. Man könne es von Hand testen. Ist zum Beispiel das Moos feucht, sei dies ein Hinweis auf genügend Feuchtigkeit. Wenn nicht, sei der Boden zu trocken.

Auch Gewitter, wie letzte Woche, helfen nicht gegen die Trockenheit. Sie richten nur noch mehr Schaden an. «Ich habe schon lange nicht mehr solche Böen erlebt – diese hätten ohnehin Schäden angerichtet – wegen der Trockenheit gab es aber mehr Astabbrüche und verrissene Bäume», sagt Kleiber. Da das Holz sehr trocken sei, sei es nicht mehr dynamisch und breche schneller.

Deshalb ist auch für die Waldbesucherinnen und -besucher

höchste Aufmerksamkeit geboten, denn es hängen überall Äste herum. Um diese Sturmschäden in den Wäldern von Basel zu beheben und daneben die saisonale Arbeit zu bewältigen, wurden externe Arbeitskräfte beigezogen. Die im Frühling neu gepflanzten Bäume müssen gewässert werden und von der konkurrenzierenden Vegetation befreit werden, ansonsten sterben sie ab.

**«Waldbesucher sollten sich in Acht nehmen vor verdorrten Ästen und Kronenteilen.»**

**Florian Landolt**  
Leiter Kommunikation und Politik von Wald Schweiz

den, ansonsten sterben sie ab. «Das Wässern haben wir früher nicht gekannt», sagt dazu der Revierförster.

Bäume brauchen viel Wasser. «Eine ausgewachsene Buche benötigt bis zu 400 Liter Wasser am Tag», sagt Florian Landolt. Bis die Reserven für die durstigen Bäume wieder aufgefüllt sind, braucht es entsprechend Zeit. Landolt: «Der Wald bräuchte zwei bis drei Frühlinge wie letztes Jahr, um die Reserven wieder auffüllen zu können.»

**Es gibt einen Lichtblick**

Wegen der längeren Trockenphasen verändert sich der Wald. «Gewisse Baumarten werden verschwinden, andere werden vermehrt auftreten. Gewisse Eichen, auch Douglasien oder Weisstannen erweisen sich als hitzeresistenter», sagt Landolt.

Ein wenig Optimismus gibt es dennoch. Die Schweiz sei klimatisch sehr vielfältig, sagt Landolt. Es gibt auch Regionen, die feuchter sind als andere. Um das zu bestätigen, muss man nicht einmal weit gehen, denn im Forstrevier Allschwil-vorderes Leimental sind die Probleme der Trockenheit nicht so gravierend. «Weil wir weniger wasserundurchlässige Lehmböden haben, ist bei uns beinahe Normalzustand», sagt der dortige Revierförster Markus Lack. «Nur durch den Sturm haben wir massive Schäden erlitten; so etwas habe ich noch selten erlebt.»

## Basler Pilotprojekt weckt internationales Interesse

**Drogeninfo Basel-Stadt** Suchthilfe untersucht anonyme Proben auf gefährliche Inhalte.

Gedacht war das stationäre Drug-Checking als niederschwelliges Hilfsangebot im Suchtbereich zur Schadensminderung beim Drogenkonsum. 150'000 Franken stellte der Kanton für das Programm zur Verfügung. Jetzt, nach drei Jahren, ist die Pilotphase abgeschlossen.

Das Projekt hat sich bewährt: Das Drug-Checking ist seit diesem Monat ein Regelangebot. Jeden zweiten Montagabend nimmt die Suchthilfe Basel im Rahmen des Projekts Drogeninfo Basel-Stadt (Dibs) während drei Stunden Drogenproben entgegen und untersucht diese auf Reinheit und gefährliche Inhaltsstoffe. Wer wissen will, ob seine Substanzen verunreinigt, überdosiert oder falsch deklariert sind, kann dieses Angebot nutzen. Anonym, kostenlos und am vereinbarten Termin. Wer eine Probe abgibt, wird von der Dibs beraten und über mögliche Nutzungsgefahren aufgeklärt. Die Laboranalysen werden vom Institut für Rechtsmedizin durchgeführt. Momentan können pro Montagstermin 10 Proben analysiert werden. Ob die Drogen rein sind, erfährt man drei Tage später per Telefon.

**«Konsum ist kein Hobby»**

«Von einem Pulver brauchen wir 20 bis 40 Milliliter. Pillen nehmen wir als Ganzes, da bei den meisten die Inhaltsstoffe ungleichmässig verteilt sind», erklärt Jill Zeugin, Sozialarbeiterin bei Suchthilfe Basel. Zeugin ist federführend beim Projekt Dibs und beim mobilen Pendant Safer Dance, bei dem bereits seit Jahren in Clubs und Festivals Drug-Checking angeboten wird. Die gelernte Biologielaborantin hat in den letzten drei Jahren selber Hunderte Proben entgegengenommen. «Mit dem stationären Programm erreicht man eine Gruppe, an die man sonst nicht herankommt.» Gemeint sind damit die «Freizeitkonsumenten» ausserhalb des Nachtlebens.

Obwohl Zeugin diesen Begriff unpassend findet: «Drogenkon-

sum ist kein Hobby.» Ein Abgabetermin ist verbunden mit dem Ausfüllen eines Fragebogens und einem jährlichen Beratungsgespräch. Die durch die Analysen gewonnenen Daten helfen auch, gefährliche Trends aufzudecken, wie zum Beispiel den aktuellen Vertrieb von synthetischem Cannabis (Cannabinoid) und stark überdosierten Ecstasy-Pillen.

Auffällige Proben werden dokumentiert und als Warnung an Krankenhäuser und Notfallstellen gesendet: «Damit können allenfalls Leben von Konsumenten gerettet werden.»

**Fehlende Rechtsgrundlage**

Der Fortschritt des stationären Drug-Checking in Basel ist nur ein Teil der Gesamterfolgs schweizerischer Drogenpolitik. In Zürich und Bern gibt es ähnliche, intensiv genutzte Angebote. Für den eidgenössischen Ansatz interessieren sich auch die Nachbarn aus Deutschland: Für einen Informationsanlass der Dibs sind fünf Landtagsabgeordnete aus Baden-Württemberg zu Besuch – aus allen Fraktionen. Jonas Hoffmann, SPD-Landtagsabgeordneter, sagt: «In Deutschland findet ein Umdenken im staatlichen Umgang mit Rauschmitteln statt.» Als grösstes Hindernis sieht er bis jetzt die fehlende Rechtsgrundlage für solche Programme. Die Delegation will nun über das Projekt Dibs in Basel berichten und zu Hause politische Überzeugungsarbeit leisten.

Frank Meissner vom Arbeitskreis Rauschmittel e. V. Lörrach sieht in seinem Landkreis einen Bedarf am Ausbau von Hilfeleistungen für Drogenkonsumierende: «Ein Drug-Checking wie hier im Kanton Basel wäre ein richtiger Schritt für die Erweiterung des Hilfsangebots.» Anwendung dafür gäbe es wahrscheinlich. Laut Suchthilfe Basel-Stadt kommen momentan zwischen fünf und zehn Prozent der Dibs-Nutzer aus Deutschland nach Basel.

**Cédric Straub**

## Es droht ein Fischsterben

**Baselbiet** Die Lage ist prekär. Vielen Fischen in Baselbieter Fließgewässern droht der Hitzetod. Der Homburgerbach, der Eibach und der Bannwilerbach mussten bereits ausgefischt werden. Im Oberbaselbiet gilt das bald für weitere Bäche. Gemäss Holger Stockhaus, dem Leiter des Amtes für Jagd und Fischereiwesen, sind in den Fließgewässern Temperaturen von 24 Grad gemessen worden, 25 Grad bedeuten den Tod für Äschen, Nasen und Bachforellen. Die Gewässer erwärmen sich schneller, weil sie weniger Wasser führen. Derzeit führt die Birs bis zu viermal weniger Wasser als sonst im Sommer.

Die Fische versuchen sich zurückzuziehen. «Ihr Ziel sind die wenigen tiefen Stellen, die verblieben sind», sagt Stockhaus. Deshalb beschliesst die Fischereibehörde des Kantons Basel-Landschaft ein sofortiges Bade- und Betretungsverbot für die Birs zwischen dem BBC-Turm in Arlesheim und der Eisenbahnbrücke in Münchenstein sowie zwischen der Holzbrücke unter-

halb des Kraftwerks Neue Welt und der Schänzlibrücke.

An der Ergolz gilt das Bade- und Betretungsverbot zwischen dem Kesselfall in Liestal und der TCS-Brücke in Füllinsdorf sowie zwischen der Autobahnbrücke Zürich-Basel und der Rössli-Brücke.

**Wasserentnahme verboten**

Die Fische drängen sich jetzt auch in die Bereiche, wo Birs und Ergolz in den Rhein münden. Dies geschieht, weil diese Bereiche kühler sind als der Rhein. Holger Stockhaus sagt, solche für die Fische schwierigen Lebensbedingungen hätten sich in den letzten Jahren gehäuft. «Aber in diesem Jahr gibt es sie bereits im Juli», so Stockhaus, «nicht erst im August.»

Ebenso verboten ist die Wasserentnahme für den Gemeingebrauch. Darunter versteht man die gelegentliche Entnahme kleiner Wassermengen ohne den Einsatz motorgetriebener Geräte – also eine Entnahme mittels Eimer und Giesskanne. (da)